

BEKENNTNISSE UND ERLEBNISSE.

Von

LUDWIG SCHEMANN (Freiburg i. Br.).

Auf das Studium Schopenhauers bin ich durch Wagner, dessen Dienst ich mich in meiner Jugend als geistiger Mensch fast ausschließlich gewidmet habe, hingeführt worden. Es ist ja bekannt, welche überragende Rolle unser Philosoph im Leben und in der Lehre Wagners gespielt hat. Nach den Festspielen von 1876, die ich als Vierundzwanzigjähriger erlebte, war es, daß ich das Fehlen philosophischer Durchbildung als eine klaffende Lücke empfand. Das akademische Studium war vorwiegend der alten Philosophie zugewandt gewesen; an Kant hatte ich mich damals noch nicht gewagt. So ward mir denn also durch Schopenhauer eine ganz neue Offenbarung, die nun gleich mit der Gewalt einer Naturkraft über mich hereinbrach. Ein solcher Wahrheitsmut um jeden Preis überwältigte mich; die Erkenntnisse vom Wesen der Welt, die mir hier wurden — mochten sie immerhin in mir wie instinktmäßig vorgebildet liegen —, führten mich doch in Tiefen, die ich nie geahnt hätte. Auf einen besonders empfänglichen Boden fiel Schopenhauer bei mir, der ich einst Musiker hatte werden wollen, auch deshalb, weil er der Musik eine so beherrschende Stelle unter den Künsten anweist, insofern er ihr die Fähigkeit zuschreibt, ganz unmittelbar gefühlsmäßig in das innere Wesen der Dinge einzuführen, während die anderen Künste durchweg einer Vermittlung durch die äußeren Sinne bedürfen. An Beethoven wird es uns ja überzeugend klar, wie die Musik in die Gründe, ja die Abgründe des Seins hinabzuleuchten, wie sie aber in ihren höchsten Leistungen selbst über alles irdische Sein hinauszugeleiten vermag. Wer die langsamen Sätze der letzten Sonaten und Quartette Beethovens wahrhaft erlebt hat, der bedarf keines Himmelreichs jenseits der Welt mehr. Und immer steht hinter solchen Seelenvorgängen als stiller Deuter und Ergründer — Schopenhauer.

Kein Wunder nach alledem, wenn ich eine Zeitlang sozusagen nur in Schopenhauer lebte. Freilich: wie so mancher erlag auch ich zeitweise der Versuchung, mich allzusehr vom Leben abzukehren, in der Askese das Heil zu sehen, ja ihr zuzustreben. Doch konnte dies nicht lange vorhalten; schon der andauernde intime Verkehr mit einem Manne wie Paul de Lagarde, einem Muster von Lebensfülle und Tatkraft, bot ein Gegengewicht. Ihm durfte ich mit Schopenhauer gar nicht kommen¹. Nicht einmal, daß er „den Hegel“ totgeschlagen habe, wollte er gelten lassen; der sei an sich selbst gestorben. Nicht am wenigsten auch führte er mich dadurch ins Leben zurück, daß er auf die dem Deutschen obliegenden Pflichten gebieterisch hinwies. Später ist Lagarde von anderen Geistern abgelöst worden, die mich vor einseitiger Beeinflussung bewahrt haben. Insbesondere ist es mir in reiferen Jahren zum Bedürfnis geworden, Kant zur Ergänzung hinzuzunehmen und mich eng und immer enger an ihn anzulehnen.

Ein Jahrzehnt etwa mochte ich der eingehendsten Beschäftigung mit Schopenhauer obgelegen haben, als mir in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre immer zunehmend der Wunsch erwuchs, hiervon Rechenschaft abzulegen und weiteren Kreisen die Früchte mitzuteilen, die mir allgemach gereift waren. Zwar für die Lehre gab es nicht viel mehr zu tun. Unser Philosoph hatte selbst mit unvergleichlicher Klarheit und Bestimmtheit den Sinn seiner Lehren kundgetan, und was noch fehlte, hatte sich aus den Briefwechseln mit seinen Hauptjüngern und einigen guten Schriften über ihn ergeben. Anders stand es um sein Leben und seine Persönlichkeit. Hierfür war eine Quelle noch in ganz anderem Umfange zu erschließen, als bisher geschehen: die Briefe. Ich gab mich daran, in möglichst vielen Ecken und Winkeln

¹ Er schrieb mir einmal, da ich sehr leidend war, nach meinem damaligen Kuraufenthalt Montreux: „... ich bilde mir ein, daß Schopenhauer und ähnliche nervenaufregende Leute für Sie so verblichen sind wie eine rote Tapete in drei Jahren Mittagssonne“, und Wilhelm Jordan wünschte mir gar „baldige Genesung von einer so gefährlichen Ansteckung“ (durch Schopenhauer).

Verborgenes oder unveröffentlicht Gebliebenes aufzuspüren, und ich hatte die Freude, nicht nur von dieser Art Material sehr viel Neues beizubringen, sondern auch aus allerlei sonstiger Literatur Tatsächliches und Anekdotisches für das Leben Schopenhauers zu gewinnen. Sehr zustatten kam mir dabei, daß ich noch mit einigen der Jünger und Freunde Schopenhauers wie Bähr, Gwinner und Crüger, sowie mit den Hinterbliebenen anderer wie Doß und Becker, mehr oder minder enge Fühlung nehmen konnte. Überhaupt hat mir die gemeinsame Verehrung für den großen Meister fort und fort noch schöne Freundschaften eingetragen, als letzte und wertvollste die mit Carl Gebhardt, dem Unvergeßlichen, der unserer Gemeinde viel zu früh entrissen worden ist. Unauslöschlichen Dank schulde ich, und schuldet mit mir die gesamte Nachwelt, dem verewigten General von Bauer in Kassel, der das ihm von seinem Oheim Ludwig Sigismund Ruhl, einem Treufreunde Schopenhauers aus der Dresdener Zeit, vererbte kostbare Jugendbildnis mit der Befugnis in meine Hände gelegt hat, es in die Öffentlichkeit zu bringen. Es zierte als Titelbild meine 1893 bei Brockhaus in Leipzig erschienenen „Schopenhauer-Briefe“ und hat von da seinen Weg in die Welt genommen. Jahrzehntelang hat das Original über meinem Schreibtisch gehangen, bis ich es in den Jahren nach der Inflation, als wir alle verarmten, an das Schopenhauer-Archiv in Frankfurt abtreten mußte, wo es sich heute befindet. (Ich erhielt dafür eine ausgezeichnete Kopie, die mir der treffliche Freiburger Maler Adolf Schmidlin geliefert hat.) Es ist durch mehr als eine Ausstellung gewandert und noch im letzten Jahre auf der Berliner Ausstellung großer Deutscher viel bewundert worden. Es war nur eine Dankeshuldigung gegen Ruhl wie gegen dessen Erben, wenn ich jenen ausgezeichneten Mann in einer längeren Aufsatzreihe der Beilage der Allgemeinen Zeitung 1892: „Aus dem Nachlaß Ludwig Sigismund Ruhls“ auch literarisch zu Ehren brachte.

In jener Zeit schien es, als solle ich Schopenhauer ganz und für immer verschrieben sein. Ich entwarf weit-schichtige Pläne, einen großen Zyklus von Vorträgen, Le-

bensbilder der Hauptgestalten aus Schopenhauers Kreise, Verwandte, Freunde und Jünger. Und schließlich trug mir noch einige Zeit darauf, als es mit einer großen kritischen Ausgabe der Schopenhauerschen Werke Ernst werden sollte, der Verleger deren Leitung an. Da aber trat ein Wendepunkt in meinem Leben ein, an welchem mein Wollen nur wenig beteiligt war — zum mindesten war es zwiespältig —, der vielmehr wie von einer höheren Macht über meinen Kopf weg beschlossen wurde.

Inzwischen hatte ich nämlich, und wiederum durch Wagner, einen zweiten Großen kennengelernt, und wieder einen des Namens Arthur: Gobineau. Dessen Lebenswerk lag verschüttet in seinem Vaterlande, und Wagner, der ihn recht eigentlich entdeckt hat, und fast mehr noch seine große Gattin, riefen mir zu, ich müsse ihn aus dem Staube und der Vergessenheit retten und uns Deutschen zu eigen machen. Da gab es kein Ausweichen. Der Ruf drang um so tiefer in mein Inneres, als ich mir sagen mußte, daß ich tatsächlich der einzige sei, der diese Aufgabe lösen könne, während ich für Schopenhauer noch andere am Werke wußte. Das gab den Ausschlag. So trat das ein, was ich einen Abschied von Schopenhauer nennen muß. Es ist mir schwer, sehr schwer geworden; aber die Leitung der Schopenhauer-Ausgabe mußte ich nun wohl absagen. Ich schlug statt meiner Deussen vor, der die Herausgabe dann auch übernommen hat. Auch von den Lebensbildern konnte keine Rede mehr sein, so wenig wie von den geplanten Vorträgen. Verflatternde Blätter meiner damaligen Entwürfe sind unter meinen Papieren liegengeblieben und sind kürzlich nach Frankfurt ins Schopenhauer-Archiv gewandert. Nur zweierlei ist davon ans Licht gekommen: der Briefwechsel und die Gespräche Schopenhauers mit Carl Bähr, die Brockhaus noch in den Neunzigerjahren, kurz nach den Schopenhauer-Briefen, herausbrachte, und das von der Witwe hinterlassene, von mir bearbeitete und mit Einleitung versehene Lebensbild Adams von Doß, das viele Jahre später, im XV. Jahrb. 1928, erschienen ist.

Ein Vierteljahrhundert und mehr habe ich dann Go-

bineau, diesem großen Dichter-Denker, meine Dienste geweiht. Von ihm und seinem Rassengedanken befeuert, nahm ich den kühnen Flug meiner Jugendjahre durch die Weiten der Geschichte wieder auf, die ja bei Schopenhauer einigermaßen zu kurz kommt. So hat mich Gobineau wohl zeitweilig ziemlich weit von Schopenhauer weggeführt, aber nie eigentlich ihm entfremdet. Vor allem ist er ja reichlich so pessimistisch wie Schopenhauer, er hat den historischen Pessimismus neben den philosophischengestellt. Beiden aber ging es, soweit die praktische Nutzenanwendung ihrer Lehre in Frage kam, um das gleiche Endziel. Ihr letztes Wort ist, daß der Pessimismus zum Heroismus führen müsse, nur als Grundlage des Heroismus Daseinsberechtigung habe. „Das Höchste, was der Mensch erlangen kann“, sagt Schopenhauer, „ist ein heroischer Lebenslauf“, und Gobineau: „Wir alle leiden, haben gelitten und werden leiden bis an die äußerste Grenze unserer Kraft; aber es ist der Grundgedanke großer Seelen, nicht zu zerbrechen.“

Aber auch an wissenschaftlichen Berührungen der beiden Denker fehlt es nicht. In meiner geschichtlichen Darstellung des Rassengedankens habe ich nachweisen können, welche wichtige Beiträge zur Rassenkunde Schopenhauer geliefert hat². Es ist natürlich unmöglich, meine dortigen Ausführungen des Genaueren wiederzugeben, so daß ich mich darauf beschränken muß, den Leser darauf zu verweisen; aber andererseits sind sie weitaus zu wichtig, um nicht wenigstens in ihren Hauptergebnissen hier Platz zu finden.

Seit Kant hat kein anderer Philosoph der Rassenlehre in dem Maße vorgearbeitet wie Schopenhauer. Zunächst und vor allem ist er der Rasse als Naturforscher nähergetreten. Zu den anthropologischen Hauptfragen, Entstehung, Bildung, Rangordnung der Rassen hat er in einer Weise Stellung genommen, daß kein ernster Forscher an ihm vorbeigehen darf. Zur Entwicklungslehre hat er gewissermaßen ein metaphysisches Seitenstück geliefert, das

² „Die Rasse in den Geisteswissenschaften“, Bd. III, München 1931, Seite 120—126.

aber doch auch auf Darwin einen solchen Eindruck machte, daß er seine Behandlung der geschlechtlichen Zuchtwahl beim Menschen ausdrücklich mit Schopenhauers Worten von der Zusammensetzung der nächsten Generation motivierte. In dem Kapitel über die Metaphysik der Geschlechtsliebe führt dieser ja aus, daß in den Liebeshändeln der gegenwärtigen Generation die künftige sich vorbereite. Besonders energisch hat Schopenhauer das Problem der Vererbung angefaßt. Mit seiner Erkenntnis, daß „eine wirkliche und gründliche Veredlung des Menschengeschlechts nicht sowohl von außen als von innen, also nicht sowohl durch Lehre und Bildung, als vielmehr auf dem Wege der Generation (d. h. der Züchtung) zu erlangen sein möchte“, hat er den Grundgedanken aller neueren Rassenhygiene vorweggenommen. Wohl als erster hat Schopenhauer die physiologischen Bedingungen des Genies zu erforschen gesucht und Vorschläge für dessen Züchtung unterbreitet. Am engsten berühren sich beide Denker da, wo Schopenhauer die Persistenz des Willens im Charakter, Gobineau die Persistenz der Rasse lehrt. Beide legen ihrer Lehre das Blut zugrunde und verfechten ihre These mit der gleichen Zähigkeit und Unabdinglichkeit, in fast aneinander erinnernden Wendungen, namentlich da, wo sie das Individuum wie die Rasse dem schroffsten Determinismus unterstellen. Endlich aber noch ein Letztes, das genügen würde, um die beiden großen Denker für immer nebeneinander zu stellen: Schopenhauer ist der eigentliche Führer in dem Geisteskampfe der Arier gegen die semitische Umklammerung. Ihren Gipfel erreichte diese Scheidungsarbeit — denn als solche kann man wohl sein Wirken bezeichnen — auf dem religiösen Gebiet. Die Minderwertigkeit der jüdischen Religion und Weltanschauung hat er wie mit Feuerzungen verkündet; die Religionen der altarischen Völker sind nicht zum wenigsten dank ihm wieder zu Ehren gebracht worden. Hier hat er ein Werk begonnen, das später Gobineau, Hartmann und Chamberlain fortgesetzt haben. So haben wir in Schopenhauer nach den verschiedensten Seiten auch einen der großen Bahnbrecher für die Rasse zu erkennen.

Wie man sieht, ist mir Schopenhauer immer nahe geblieben oder doch wieder nahe gekommen. Das gilt namentlich auch für die letzten Zeiten meines Lebens, in denen ich durch den Weltlauf veranlaßt wurde, mich vielfach auf Gebieten zu bewegen, die Schopenhauer ferner lagen, wie vor allem auf dem der Politik. Meine „Lebensfahrten eines Deutschen“ (Leipzig 1925, besonders S. 58 ff.) legen Zeugnis davon ab, wie tief er mir gegangen ist. Er ist immer einer der Leitsterne meines Lebens geblieben, wenn ich auch, je mehr der Rassengedanke sich mir zum germanischen Gedanken verdichtete, gelernt habe, manches in unserem vaterländischen und sozialen Leben anders anzusehen als er. Nie aber habe ich aufgehört, Rat und Aufschluß, wohl auch letzte Entscheidung bei ihm zu suchen, wo die Rätsel des Daseins mir Urteil oder Stellungnahme erschweren. So glaube ich getrost sagen zu können, daß ich ihm die Treue bewahrt habe.

Es steht mir heute nicht zu, Betrachtungen darüber anzustellen, welche Geschicke Schopenhauern nach den ungeheuren Umwälzungen der letzten Jahre in einer so verwandelten Welt bevorstehen mögen. Eines aber darf und muß gesagt werden: seine Hauptwahrheiten sind ewiger Natur und werden von keiner Zeitlichkeit berührt. Nietzsches schnödes Wort: „Was er lehrte, ist abgetan“ hat Gültigkeit nur bei den Massen der Gedankenlosen, für die es gesprochen, die nicht vermögen, oder es mit gutem Fug vermeiden, auf den Urgrund der Dinge hinabzusteigen. Die edleren und tieferen Geister unseres wie der anderen Völker aber werden ihm in Zukunft angehören, wie sie ihm bisher angehört haben.
